

Laudatio Corinna Kirchhoff auf die Preisträger/-innen des 2. DEKALOG-FILMPREISES zum Zweiten Gebot

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Frau von Gwinner, liebe Frau Niehaus, lieber Herr Neudeck,

wenn ich zu Beginn ausnahmsweise aus der Ankündigung einer Parallelveranstaltung zur DEKALOG-Reihe zitieren darf, nämlich zur Ausstellung in der Guardini Galerie, dann deshalb, weil sie auch auf das Unternehmen des Filmpreises zutrifft – wenn auch nicht unbedingt im wortwörtlichen Sinne: „Mit dem zweiten“, heißt es dort, „sieht man anders. Vom zweiten Film sagt man, dass es der schwerste sei.“ Ende des Zitats.

Das Zweite ist das schwerste, und das bezieht sich weniger auf den aktuellen Zyklus des Filmwettwerbs zum Dekalog, der sich an den ersten Versuch vom Sommer dieses Jahres anschließt, sondern auf den Gegenstand selbst, das Zweite Gebot. Denn das Zweite Gebot des Dekalogs, das vielfach so bezeichnete Namensgebot, wird in den religiösen Traditionen und Bekenntnissen unterschiedlich „intoniert“. Dass mit ihm häufig das viel zitierte Bilderverbot assoziiert wird, für das in der alttestamentlichen Überlieferung eher das Erste Gebot steht, macht die Sache auch nicht eben leichter. Aber: Hier sollen theologische oder religionshistorische Feinheiten außer Betracht gelassen werden, denn es geht um das immens schwierige Unterfangen, das „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnütz gebrauchen“ mit filmkünstlerischen Mitteln zu interpretieren. Dass die Regisseure der von uns prämierten Arbeiten diese Herausforderung mit Bravour gemeistert haben, stellte – eine weitere Schwierigkeit – die Jury wiederum vor das Problem, die Preisvergabe nach den üblichen Kategorien eines ersten, zweiten und dritten Preises vorzunehmen. Wir haben uns nach eingehender Sichtung und Bewertung schließlich dazu „durchgerungen“, muss man sagen, den ersten Preis zweimal zu vergeben und einer der eingesandten Arbeiten – von der Qualität den beiden anderen durchaus ebenbürtig – den zweiten Preis zuzuerkennen.

Doch lassen Sie mich ohne weitere Vorrede zu den Filmen selbst kommen. Den ersten Preis erhält Alice von Gwinner für ihren Wettbewerbsbeitrag „Letzter Wille – Idylle“. Der Film zeigt zunächst einen Werbespot, dann den Produktionsbetrieb der Idyll AG, eines jener modernen Dienstleistungsunternehmen, die den Himmel auf Erden versprechen. In diesem Fall ist Name Programm – es geht um ein Verwandlungsserum, das die Körper-Seele-Landschaft des Kunden von den irdischen Fährnissen löst und in einen neuen, selbstredend paradiesischen Zustand versetzt. Die Zustände in der Firma selbst sind indessen alles andere als paradiesisch: Nicht nur, dass die Arbeitsumgebung – eine ironisierende Vintage-Collage aus der Maschinenwelt einschlägiger filmischer Zukunftsfiktionen der vergangenen Jahrzehnte – außerordentlich abstoßend wirkt, die ohnehin auf Reibungslosigkeit getrimmten mechanischen Abläufe sehen das Menschliche gar nicht erst vor, und dieses Missverhältnis zwischen Glücksverheißung und kruder Realität fällt die Protagonistin, eine subalterne Angestellte namens Anja, zum Opfer. Ihr Versuch, mit dem Geschäftsführer der Idyll AG, möglicherweise der Demiurg dieses, wie es heißt: „Gesamtkonzepts von Komfort und Leistung“, zu menschn, geht auf bizarre Weise schief. Der Chef selbst ist von seinem eigenen Werk oder Tun überfordert, macht sich aus dem Staub und rettet sich in seine eigene künstliche Glückslandschaft. Seine Untergebene wird als Folge einer Insubordination (oder eines Eingriffs in die Schöpfung) regelrecht von der Betriebsmaschinerie ausgespuckt und findet sich in der wirklichen? oder doch artifiziellen? Schöpfung mit Aussicht auf andere, harmonischere Lebensumstände wieder. Wohlgermerkt eine Aussicht, mehr nicht: Der Film berührt mit diesem Schlussbild, das eigentlich kein Schlussbild ist, sondern das Anhalten und Innewerden dessen versinnbildlicht, was letztlich unausgesprochen (!) und ungezeigt (!) bleibt. Er nimmt das große Narrativ des Heilsversprechens aufs Korn, das so plausibel daherkommt (sonst gäbe es ja keinerlei Wirkung von Marketing und Werbung), aber in dieser Weise niemals in Erfüllung gehen kann. In Klammern: So gesehen präsentiert sich der

Beitrag der Regisseurin wie eine Persiflage auf den kultigen Nespresso-Werbespot mit George Clooney und Matt Damon, der – kein Zufall – auch in der Erst-Ausstellung zum DEKALOG in der Guardini Galerie zu sehen war. Klammer zu. Zu loben sind neben der Regisseurin vor allem die beiden Hauptdarsteller Lena Krimmel und Klaus-Peter Grap, sowie die Szenenbildner, den Kameramann und die vielen, die zu diesem wunderbaren Film beigetragen haben.

Ganz anders der zweite Beitrag, auch er wurde des ersten Preises für würdig befunden: „Im Wort – im Bild – im Klang“, so sein Titel. Die Regisseurin, Uschi Niehaus, von Profession eigentlich Malerin, präsentiert uns eine einzige meditative Einstellung, in der, was unser vom Ereignis und der Zerstreuung geprägten Verständnis der höheren und tieferen Dinge überfordert, scheinbar „nichts geschieht“. Oder besser gesagt: „wenig passiert“ zu passieren scheint. Die Kamera ist fixiert, und das Objektiv fängt eine leere Wand und darauf eine leere, nur grundierte Leinwand ein. Vom räumlichen Umfeld ist nichts auszumachen. Wir sehen die Malerin nicht. Aber wir hören sie. Wir hören die Geräusche, mit denen sie sich ans Werk macht. Außerhalb des Bildes. Töne, die sich vermischen mit den Alltagsstönen von draußen, vom Stadtverkehr rund um ihre Werkstatt.

Das an Malewitschs Quadrat erinnernde Tableau (aber das ist freie Auslegung) ist, wie gesagt, von einem monotonen Schabegeräusch untergelegt, wohl das Schürfen und Scharren eines Malspachtels, ein Geräusch, das den Widerstand des Materials und / oder – da sich kein Relief, keinerlei Kontur zeigt – die Unmöglichkeit der Bildwerdung sinnfällig macht.

Das Auge der Kamera beginnt sich der Leinwand zu nähern. Es verengt den Raum, die Sicht – und zugleich weitet sie beide, Raum und Sicht: ins nahezu Unendliche. Zur Musik von Bach. Zu den Klängen des Cellos, das einen Auszug spielt aus einem Pre-Lude!, einem Vorspiel, dem Prelude zur ersten Cello-Sonate von Johann Sebastian Bach. Ein großes Stück. Eine großartige Komposition. Ein Stück, von dem der Schriftsteller Ferdinand von Schirach einmal gesagt hat, in diesen Klängen läge eine, wenn nicht die ganze Welt.

Eine ganze Weile – wie lange wohl für den einen, wie lange für den anderen Betrachter? – sind da nur noch die grundierte Leinwand zu sehen und das Lichtspiel, das nun – ja, von wo nun eigentlich – kommt? Und zu hören nur noch diese Töne! Dann bricht alles ab. Wir stehen vor dem Zweiten Gebot. Und Hören und Sehen sind vergangen. Abspann. Es ist Uschi Niehaus, wie wir fanden, mit ihrem Filmpoem gelungen, unseren überbilderten Vorstellungswelten ein Prinzip entgegenzuhalten, das auf Verzicht aus ist: Es wirkt somit wie ein Antidot gegen die üblichen hohlen Botschaften, die sich als Heilsversprechen ausgeben, und deren es genug gibt in unserer Götzenwelt der Abirrung und Korrumpierbarkeit.

„Im Wort – im Bild – im Klang“ ist ein Film, der seinen ganzen Reichtum aus der Sparsamkeit seiner Mittel bezieht. Poesie, die aus der Strenge ihre Kraft schöpft. Ja, man kann ihn, diesen Film, minimalistisch, puristisch, einfach meinetwegen, schön auch, oder poetisch nennen. Das alles kann man. Das alles stimmt auch mehr oder weniger, so oder so. Doch: sein, darf man auch angesichts des gewählten bzw. gestellten Themas bzw. der zu bewältigenden Aufgabe sagen: sein „Reichtum“, sein Vielfältiges, sein, ja doch auch ziemlich Hintergründig-Vertracktes, das entfaltet sich erst wie ganz allmählich, heimlich, geheimnisvoll – im Dahinter, hinter den so sparsamen wie schönen Bildern und Tönen - und schließlich einmal mehr danach, wenn alles verklungen zu sein scheint. Vor der Strenge des Zweiten Gebots hält die Künstlerin mit ihrer strengen Kunst sanft – demütig gar? – inne. Und wir mit ihr.

Kommen wir zum dritten Wettbewerbsbeitrag, den wir den zweiten Preis zuerkannt haben: Sein Schauplatz ist die Gedächtniskirche in Berlin, aufgesucht von zahlreichen, von der Herkunft sehr verschiedenen Besuchern: Gläubigen, Passanten, die Mehrzahl wohl Touristen, so, wie wir sie hier in Berlin kennen, und die, wie Touristen eben so sind, ihre

modernen Welterschließungswerkzeuge, die Digitalkamera und das Smartphone, vor sich her tragen und davon natürlich regen, um nicht zu sagen, exzessiven Gebrauch machen. Banale Szenen, die wir, die nicht zu den Dargestellten zählen, gewöhnlich mit Widerwillen und Unverständnis begegnen – wäre da nicht hin und wieder der Blick in den Augen der Akteure, ihr Gestus, der uns verstört und die Distanz zu uns aufhebt. Marcel Neudeck, der Regisseur dieser unkommentierten Dokumentation, schafft es mit wenigen Perspektivwechseln, die Szenarien, Motive und Bildebenen kunstvoll zu verschränken: den Bühnenraum eines Gotteshauses, die Aura eines geschichtsträchtigen Ortes, den Blick der anderen, unseren Blick auf sie, und schließlich in der Schlusseinstellung eines der „Objekte“, denen, wie jetzt erst deutlich wird, das Interesse der dargestellten Personen gilt: die riesige Christusskulptur von Karl Hemmeter.

Diese Konfrontation des mahnenden Christus mit dem vor ihm (und chronologisch zuvor gezeigten) flanierenden und fotografierenden, besser knipsenden, schnappschießenden Publikum, der Zusammenprall von Glaubensinhalt und glaubensferner Gestik, ist sicherlich ein eindringlicher Kommentar zum Zweiten Gebot, der seine Wirkung kaum verfehlt. Es gibt indessen einen weiteren Aspekt, ein der die Härte der Botschaft abmildert, und dieser bezieht sich auf eine gewisse, keineswegs mit Andacht oder gar mit Frömmigkeit zu verwechselnde Scheu, die in der Antike unter dem Begriff „aidos“ mitgenannt wurde. Nicht bei allen, die sich hier durch das Bild bewegen, aber bei den meisten. Wir werden, wenn der Ausdruck gestattet ist, Zeugen einer Art Kommunikation und zwar einer Kommunikation in vielleicht zweifacher Hinsicht, einmal als Ausdruck einer diffusen Informationsaufnahme und -weitergabe (deren Ergebnisse heute gemeinhin in den „Sozialen Netzen“ ihren Niederschlag finden), dann einer, ich sage das mit großer Vorsicht, Kommunikation im religiösen Sinne, einer sicherlich nicht immer angemessenen Kontaktsuche mit dem, was das geistlose Hier und Jetzt übersteigt.

Drei Filme, drei Handschriften, allesamt klar, streng und konzentriert: fiktional der eine, experimentell-poetisch der andere, dokumentarisch der dritte. Wie aber wären die drei vorgestellten Arbeiten auf einen Nenner zu bringen? Ich bin mir nicht sicher, ob mir meine Jurykollegen darin folgen können, aber ich finde: Alle drei Arbeiten verdeutlichen mit völlig konträren Stilmitteln und aus den unterschiedlichsten Blickwinkel heraus die Begrenzungen, denen wir, während wir uns zu allem befähigt wissen, ausgesetzt sind. Der Verzicht auf unsere Beredsamkeit, die alles zu identifizieren weiß, setzt eine Konzentration frei, die keineswegs entlastend wirkt, vielmehr fordernd ist und unsere Sinne auf ein Wesentliches lenkt, das religiöse Menschen benamen können (und mit dem sie in Austausch zu treten vermögen), das aber auch für Glaubensferne eine Herausforderung darstellt. Eine Herausforderung, die darin besteht, sich gegenüber dem zu immunisieren, was in falscher Gestalt, aber (so sagt es Botho Strauß in seinen „Lichter des Toren“, p. 29) „furios, grandios, glorios“ auftritt und doch nur das Gewöhnliche darstellt. Man wird dies nicht detailgenau in die drei Wettbewerbsbeiträge hineinlesen, geschweige denn thesenhaft eins zu eins belegen können, dessen bin ich mir sicher. Denn es handelt sich um gleichsam offene Verfahren, welche die drei Preisträger in der Auseinandersetzung mit dem Zweiten Gebot angestrengt haben, und diese lassen mehrere buchstäbliche oder besser bildangemessene Lesarten zu. Keine Frage: Die wortgetreue Übersetzung eines basalen Sakraltextes wie der des Dekalogs in die Sprache des Films kann weder angestrebt noch erwünscht sein. Eher halten wir es, was unseren Wettbewerb betrifft, mit den Worten von Theodoros Angelopoulos: „Ich erwarte nicht von Dir, dass Du das verstehst, was ich mit meinen Filmen meine. Ich erwarte von Dir, dass Du das verstehst, was Deine Seele aus diesen Filmen versteht. Es ist eben wie Dichtung.“

Ich darf Ihnen, liebe Preisträger/-innen, auch namens der Jury meinen Glückwunsch aussprechen.